

Politik & Kultur

Zeitung des Deutschen Kulturrates

www.politikundkultur.net

In dieser Ausgabe:

Gunter Demnig
Anja Karliczek
Cornelia Schleime
David Schnell
Dieter Thomä
und viele andere

Corona-Update

Literatur, Bildung, Filmwirtschaft, Kulturpolitik: Sechs Monate nach Beginn der Pandemie – wie ist die Lage aktuell?
Seiten 3 bis 6, 8, 15

Ausbildung

Arbeitsmarkt Kultur: Bundesbildungsministerin zu Aufstiegschancen nach der Novellierung des Berufsbildungsgesetzes
Seite 7

Kultur nach 1989

Nach dem Mauerfall bedurfte es einer Starthilfe für die gesamtdeutsche Kulturszene – wie sah sie retrospektiv aus?
Seite 10

Nordafrika

Kunst und Kultur als Rechteverteidiger in Tunesien, Marokko und im gesamten arabischsprachigen Raum
Seite 14

Gift

Wie machttrunken muss man eigentlich sein, wenn man Menschen wegen einer anderen Meinung als der eigenen kurzerhand stornieren (engl. canceln) will, also durch einen systematischen Boykott in der Öffentlichkeit auslöschen will.

Natürlich ist dieses Phänomen nicht neu, Diktatoren von rechts bis links haben immer unliebsame Stimmen mit Gewalt zum Verstummen gebracht. Aber dass es sich zu einem beliebten Volkssport in Teilen der Gesellschaft in einer Demokratie entwickelt, unliebsame Stimmen mundtot zu machen, ist ein neues Phänomen. Nicht mehr diskutieren, nicht mehr argumentieren, nur noch medial vernichten ist die Devise.

Dieses undemokratische und tief asoziale Verhalten wird neuerdings »Cancel Culture« genannt. Besonders oft vom »Cancel Culture« betroffen sind Künstlerinnen und Künstler. Gerade Kabarettistinnen und Kabarettisten, deren Aufgabe es ist, der Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten, werden kurzerhand gecancel, wenn ihre Positionen nicht gefallen.

Eine von wenigen aufgestachelte Meute fällt über sie in den »sozialen« Netzen her, um sie medial zu zerstören und ihnen damit nicht nur das Recht auf ihre eigene Meinung und die Kunstfreiheit zu nehmen, sondern sie dabei auch ökonomisch zu vernichten.

Diese Meute ist in einer erstaunlichen Weise ungebildet. Nicht, was ihre formalen Qualifikationen angeht, viele sind Akademiker, nein, sie sind unfähig zu debattieren, zu streiten, lernen zu wollen. Sie können keine andere Meinung als ihre eigene akzeptieren. Sie reklamieren für sich das Recht der Meinungsfreiheit, um es anderen rigoros abzuspochen.

Doch nicht nur auf YouTube, Twitter und anderen digitalen Plattformen breitet sich »Cancel Culture« erschreckend aus, sondern besonders Hochschulen sind betroffen. »Cancel Culture« ist ein Instrumentarium der Einschüchterung. Einzelne oder kleine Gruppe definieren kurzerhand, was unsagbar, undebattierbar ist.

Natürlich braucht eine Gesellschaft auch Tabus, aber in einer demokratischen Gesellschaft werden diese Grenzen, die in Gesetzen festgehalten werden, nicht von Einzelnen definiert, sondern nur von den gewählten Volksvertretern nach einem intensiven Diskussionsprozess mit der Breite der Zivilgesellschaft beschlossen.

Ich merke bei mir selbst, wie das Gift des »Cancel Culture« auch in mich eindringt. Darf ich dieses Wort benutzen, darf ich diese Idee verbreiten?

Wir müssen diesen Spuk jetzt beenden, bevor er unsere Freiheit zerstört.

Olaf Zimmermann
ist Herausgeber von
Politik & Kultur



Runter vom Sockel?

Zwischen Denkmalsturz und Monumentenneubau:
Wie erinnern wir heute? **Seiten 1, 2, 19 bis 31**

Die Bedeutung von Denkmaldebatten

Denkmalstürze ersetzen nicht die Reflexion der Geschichte des Rassismus und Kolonialismus

THOMAS MACHO

Denkmal verkörpern das Gedächtnis einer Kultur. Als Monumente aus Stein oder Metall, häufig überlebensgroß, versprechen sie Dauer und eine Langlebigkeit, die fast schon an Unsterblichkeit grenzen mag. Nicht zufällig hat Alan Weisman in seinem Bestseller über »The World Without Us« (2007) betont, dass Bronzestatuen noch in zehn Millionen Jahren erkennbar bleiben werden. Doch wer wird sie dann betrachten oder verstehen? Welche Denkmäler geben uns denn heute zu denken? In einer gern zitierten Glosse aus seinem »Nachlaß zu Lebzeiten« (1936) beobachtet Robert Musil, das »Auffallendste an Denkmälern« sei, »daß man sie nicht bemerkt. Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre wie Denkmäler.« Anders gesagt: Die Bedeutung von Denkmälern muss immer wieder vergegenwärtigt werden, etwa durch Rituale, historische Stadtführungen, Kranzniederlegungen an einem

Das Denkmal im Museum ist ein gespenstischer Doppelgänger historischer Erfahrung, unsichtbar nicht durch Gewöhnung, sondern durch die Fülle von Exponaten

wiederkehrenden Erinnerungstag oder erläuternde Texte auf Schildern, durch Jubiläen, durch Maßnahmen der Restaurierung, durch Denkmaldebatten oder sogar durch Denkmalstürze. Rituale und Narrationen sind vermutlich haltbarer als Stein und Metall.

Wann werden Denkmäler gestürzt? Eine Antwort scheint nicht schwerzufallen: Denkmalstürze begleiten zumeist einen Wechsel der Regierungsform, von der Monarchie zur Republik, von einer Demokratie

zur Diktatur; sie folgen einer blutigen oder friedlichen Revolution. Sie können aber auch einen Wandel der Mentalitäten ausdrücken, etwa im Zuge der Einführung einer neuen Religion. Mitunter manifestieren sich in Denkmalstürzen religiöse Konflikte, etwa in den byzantinischen oder protestantischen Bilderstürmen, in denen die Göttlichkeit von Bildern oder die Verehrung von Heiligenstatuen bekämpft wurde. Im 20. und 21. Jahrhundert waren es vorrangig politische Systeme, deren Zusammenbrüche zu Denkmalstürzen führten, etwa nach 1945 oder 1989. Manchmal bleiben freilich nur die Denkmäler stehen, während die Städte in Trümmern lagen: Als ikonisches Beispiel kann die Fotografie des Berliner Lessingdenkmals im Tiergarten gelten, das Fritz Eschen 1947 aufgenommen hat. Das monumentale Berliner Lenindenkmal wurde dagegen abgebaut, in 130 Teilstücke zerlegt und im Wald am südöstlichen Stadtrand verscharrt; erst der Film »Good Bye, Lenin« von Wolfgang Becker (2003) soll dazu beigetragen haben, wenigstens den Granitkopf wieder auszugraben und seit April 2016 in einer Dauerausstellung der Spandauer Zitadelle zu präsentieren.

Ein Denkmalsturz endet also im Museum oder gar in einem Vergnügungspark, wie ihn Martin Parr im litauischen »Stalin World« fotografiert hat. Auf seinen Fotos sehen wir zeitgenössische Jugendliche, Paare oder Familien, die vor den mehr oder weniger lieblos arrangierten Monumenten posieren. Die Denkmäler werden in Kulissen verwandelt, in Bühnenbilder für Selfies, abgelöst von Erinnerungen, Ritualen und Erzählungen. Das Denkmal im Museum ist ein gespenstischer Doppelgänger historischer Erfahrung, unsichtbar nicht durch Gewöhnung, sondern durch die Fülle von Exponaten, unabhängig davon, ob sie unter Bäumen in einem Park oder im Saal eines Museums stehen. 1953 haben Chris Marker und Alain Resnais den Dokumentarfilm »Les Statues meurent aussi« gedreht; er beginnt mit den programmatischen Sätzen: »Wenn die Menschen sterben, treten sie in die

Geschichte ein; wenn die Statuen sterben, werden sie Kunst. Es ist diese Botanik des Todes, die wir Kultur nennen.« Solche Botanik ist mehrdeutig: Was sie zu retten scheint, entleert sie zugleich. Sie erfasst die

Ein Denkmalsturz revidiert das Verhältnis zur Vergangenheit. Was bisher bewundert werden konnte, Personen oder Ereignisse, erscheint nun geradezu als peinlich

Spuren entlegener Vergangenheit; doch inventarisiert sie zumeist nur die aus allen Kontexten herausgelösten, präparierten Objekte, die jeden lebendigen Glanz verloren haben.

Ein Denkmalsturz revidiert das Verhältnis zur Vergangenheit. Was bisher bewundert werden konnte, Personen oder Ereignisse, erscheint nun geradezu als peinlich. Ein Denkmalsturz ist das Ergebnis einer moralischen Revolution; moralische Revolutionen, so argumentiert Kwame Anthony Appiah in »The Honor Code« (2010), werden primär nicht an der Leitdifferenz von Gut und Böse, sondern von Ehre und Scham entschieden. Ab einem bestimmten Augenblick wird es als beschämend wahrgenommen, die Adresse einer mehr als 650 Jahre alten Universität als Verweis auf den antisemitischen Wiener Bürgermeister Karl Lueger wahrnehmen zu müssen, dem selbst Kaiser Franz Joseph mehrfach die Ernennung verweigerte. Immerhin dauerte es fast 80 Jahre, bis ein neuer Name durchgesetzt wurde; gegenwärtig wird ein Abriss des

Nr. 9/2020
ISSN 1619-4217
B 58 662



09

Der Monster-Marx

Machtdemonstrationen durch gestiftete Monumentalskulpturen

CHRISTIAN SAEHRENDT

Ein Höhepunkt unter den Gedenkveranstaltungen zum 200. Geburtstag von Karl Marx war die Errichtung einer monumentalen Statue in seiner Vaterstadt Trier. Am 5. Mai 2018 wurde die Bronzeplastik vor Dutzenden akkreditierter Kamerateams und Hunderten von Ehrengästen enthüllt, darunter die führenden SPD-Politikerinnen Maria-Luise Anna Dreyer, Katarina Barley und die damalige Parteichefin Andrea Nahles. Das fünf Meter hohe Werk des Bildhauers Wu Weishan war ein Geschenk der Volksrepublik China und wurde von ihnen freudig angenommen, obwohl der politische Marxismus im heutigen Deutschland als historisch belastet gilt. Anders in China, wo der Herrschaftsbeginn von Xi Jinping mit einer Renaissance der kommunistischen Ideologie einherging – pro forma, de facto herrscht weiterhin Staatskapitalismus. Bereits 2014 hatte die Volksrepublik Wuppertal mit einer stattlichen Engels-Statue aus der Hand des Bildhauers Zeng Chenggang beschenkt. Während die chinesischen Touristen coronabedingt fernblieben, haben sich die Trierer mit der Statue arrangiert. Kritik gibt es nur vereinzelt. Im Sommer dieses Jahres forderte der Publizist Wolfram Weimer, die Figur solle den Chinesen zurückgegeben

gegen blieb als touristisches Alleinstellungsmerkmal der Stadt erhalten – es gilt als größte Personenbüste der Welt. Der wuchtige Marx-Schädel wirkt heute wie ein rätselhafter Meteorit aus einer fremden Welt, eingeschlagen im Hier und Jetzt.

Riesige Sowjet-Plastiken waren Geschenke und Machtdemonstrationen zugleich, Geschenke, die man nicht ablehnen konnte – symbolisierten sie doch die Vormachtstellung der UdSSR in der DDR.

Die gleiche Methode wendete aber auch die DDR an, um einen Juniorpartner an sich zu binden. In diesem Fall spendierte die DDR dem sozialistischen Militärregime Äthiopiens eine monumentale Marx-Büste. Die Denkmalsschenkung war anlässlich der Gründung einer »Äthiopischen Arbeiterpartei« erfolgt und sollte das Bündnis des ostafrikanischen Landes mit der DDR festigen und symbolisieren. Der Bildhauer Joachim Jastram konzipierte einen fünf Meter hohen Steinblock aus rotem Meißner Granit, der ein Schildartiges Relief mit Marx' Gesichtszügen trug. Das Denkmal wurde in der DDR in Einzelteilen vorproduziert, die klein genug waren, um durch die Ladeluke von Transportflugzeugen zu passen. Die Hoffnung, aus Äthiopien günstig Rohstoffe beziehen zu können, erfüllte sich nur teilweise, die wirtschaftliche Zusammenarbeit

das Kunstwerk ausschließlich im Exportland konzipiert, produziert, von dort aus ins Zielgebiet transportiert und durch eigene Fachleute aufgebaut. Der eigene Kunstgeschmack wird exportiert, ohne Rücksicht auf die Traditionen und Mentalitäten im Gastland. Zweitens: Obwohl es sich gerade nicht um eine künstlerische Kooperation handelte, wird offiziell viel von »Völkerfreundschaft« und Ähnlichem gesprochen, das Werk soll als Symbol der Zusammenarbeit beider Länder dienen. Und schließlich: Der noch zu formende und zu erziehende Juniorpartner, das jeweilige »Entwicklungsland«, erhält das Geschenk aus der Hand des fortgeschrittenen »Großen Bruders«. Der Beschenkte dient zugleich als Projektionsfläche für die Größenfantasien des Schenkenden. Durch die Schenkung von Marx und Engels wurden chinesischen Touristen und Parteifunktionären einerseits erhabene Fotokulissen bereitgestellt und andererseits die anhaltende Weltgeltung des Marxismus demonstriert. Deutschland schien die Herabsetzung zum lernwilligen Juniorpartner nicht zu bemerken. Manifestierte sich den aufgedrängten Geschenken bereits das strategische Übergewicht des Handels- »Partners« China?

Die Methode, mit gestifteten Monumentaldenkmalen Macht zu demonstrieren und kulturellen Einfluss aus-

Und Lenin kam doch bis Horst

Gelsenkirchen bekommt ein umstrittenes Lenindenkmal

PETER GRABOWSKI

Achtung: Triggerwarnung! Dieser Text ist ein Schritt auf dem Weg zu einem echten Sozialismus. Das müssen Sie, liebe Leserinnen und Leser, jetzt nicht auf Anhieb verstehen – wichtig ist erst mal nur, dass es im Sinne Lenins stimmt respektive im Denken der Marxistisch-Leninistischen Partei Deutschlands (MLPD). Die hat nämlich im Juni eine überlebensgroße Lenin-Statue vor ihrer Bundeszentrale im Gelsenkirchener Stadtteil Horst aufgestellt und damit angeblich für mehr als 350 Medienberichte weltweit gesorgt. Weil diese für MLPD-Verhältnisse hohe Zahl in den Augen der Partei jedoch als »weiterer Schritt auf dem Weg zu einem echten Sozialismus« zu werten ist, muss auch dieser Artikel ein Teil des Weges sein. Im Historischen Materialismus ist ja alles zwangsläufig ... irgendwie.

Aus Sicht des Zentralkomitees (ZK) der Partei – ein echtes ZK, ja, so was gibt's noch! – hat die enorme Resonanz aber nichts mit den dunklen Seiten Wladimir Iljitsch Uljanows zu tun, der sich seit dem Jahr 1900 »Lenin« nannte. Doch der war eben nicht nur Sozialrevolutionär, sondern erwiesenermaßen auch ein Massenmörder: Ob ihm »nur« 280.000, eher 2 oder sogar 13 Millionen Opfer in der Zeit zwischen der Oktoberrevolution 1917 und seinem Tod 1924 direkt oder indirekt zuzuschreiben sind, ist unter Historikerinnen und Historikern umstritten. Dass er persönlich die Verantwortung für vieltausendfachen Tod und noch mehr Leiden trug, ist es aber nicht – außer bei der MLPD. Deren deutschlandweit 2.800 Mitglieder bekennen sich bis heute offensiv zum Gründer der ersten kommunistischen Partei und der Sowjetunion, so wie zu seinem Nachfolger Stalin. Die Korrekturen an Stalins Kurs nach seinem Tod 1953 sind für die Marxisten-Leninisten aus Horst schlicht »Verrat« an der kommunistischen Bewegung. Kritik an Lenin nennen die deutschen Genossen »antikommunistische Propaganda«, wie die Partei auf ihrer Webseite erklärt.

Die neu aufgestellte Statue des Revolutionsführers ist mehr als zwei Meter groß, über eine Tonne schwer und stammt aus dem Jahr 1957. Der tschechische Bildhauer Vladimír Kým hatte sie für eine Maschinenfabrik entworfen; nach ihrer Demontage Anfang der 1990er Jahre war sie bei einem Sammler in Österreich gelandet. Die MLPD erwarb sie, ließ sie ins Ruhrgebiet transportieren und optisch aufmöbeln. Die rund 25.000 Euro teure Aktion wurde angeblich aus Spenden finanziert.

Eigentlich sollte die Enthüllung der Plastik auf dem MLPD-eigenen Grundstück an Lenins 150. Geburtstag im April stattfinden. Gelsenkirchens Oberbürgermeister Frank Baranowski (SPD) versuchte daraufhin, das mithilfe des Denkmalschutzes zu verhindern. Der gilt nämlich für das Gebäude, das die vom Verfassungsschutz beobachtete linksextremistische Partei im Jahr 2006 als künftige Bundespartei zentrale erworben hatte. Die Stadtverwaltung vertrat die Ansicht, der Lenin aus Metall passe nicht zum denkmalgeschützten Ensemble dahinter. Als ein Gericht dieses Argument schließlich im späten Frühjahr verwarf, wick die Partei auf den 38. Jahrestag ihrer Gründung am 20. Juni 1982 aus.

Die Stadt reagierte wiederum mit einer Kampagne unter dem Hashtag

#keinplatzfuerlenin. Dazu gehören Videoclips, in denen sich Kulturschaffende, Wissenschaftlerinnen und Politiker zu Wort melden. Der Generalintendant des Gelsenkirchener Musiktheater im Revier, Michael Schulz, beteiligte sich ebenso wie die Vorsitzende des Kulturausschusses im Deutschen Bundestag, Katrin Budde. Die SPD-Politikerin wurde 1965 in Magdeburg, also in der staatssozialistischen DDR, geboren. Sie nennt die Aufstellung eines Lenindenkmals im Jahr 2020 mit authentischem Furor »absurd und unangebracht«. Eine geschichtspolitische Ausstellung zum Thema »Der Kommunismus in seinem Zeit-

Vielleicht bleibt Lenin nicht lang allein ... die MLPD erwägt den Erwerb einer Marx-Statue

alter« im Schloß Horst direkt gegenüber der MLPD-Partei zentrale wurde just einen Tag vor der Enthüllung eröffnet. Auf der begann die ZK-Vorsitzende Gabi Fechtner ihre Festrede mit den Worten: »Jede Zeit hat ihre Statuen!« Und die sei für alle Ewiggestrigen nun »eindeutig abgelaufen«, sie würden »überall auf der Welt gestürzt«. Die erste Lenin-Statue in Westdeutschland sei deshalb weniger Provokation als Tabubruch, denn: »In dieser kapitalistischen Gesellschaft, in der der Antikommunismus Staatsreligion ist, ist es bisher nicht vorgesehen, massenhaft über den Sozialismus zu diskutieren und seine Repräsentanten positiv zu würdigen.« Dafür gab es teils freundlichen Applaus von den etwa 350 Festgästen, allerdings waren auch Protestrufe zu hören. Drei verschiedene Gruppen hatten zu Gegendemonstrationen aufgerufen; sie zählten nach Polizeiangaben etwa 70 Teilnehmende.

Lenin ist also nur mäßig willkommen in Gelsenkirchen – doch die umstrittenste Figur im öffentlichen Raum ist er sicher nicht. Die überragt nämlich einen knappen Kilometer entfernt gleich die ganze Stadt: Der »Herkules« von Markus Lüpertz. Diese 18 Meter hohe Plastik hoch auf dem Turm der ehemaligen Zeche Nordstern hatte der langjährige Rektor der Düsseldorfer Kunstakademie im für ihn typischen Stil roher Unfertigkeit zur Europäischen Kulturhauptstadt Ruhr.2010 gefertigt. Und sie sorgt bis heute vielfach für Reaktionen wie jene, die der Autor dieser Zeilen schon bei der Installation vor zehn Jahren miterleben konnte. Da erklärte ein Gelsenkirchener neben ihm im üblich direkten Duktus des Reviers: »Un' watt soll datt getz? Kannze gleich wieder wechschmeißen!«

Zwei Jahre zuvor übrigens lief ein charmant gemachter Film in den deutschen Kinos: »Lenin kam nur bis Lüdenscheid«. In dieser sauerländischen Kleinstadt veranstaltete eine andere kommunistische Partei, die DKP, in den 1970er Jahren stets ihr westdeutsches Sommerlager. Der Film über die stramm linke Solinger Akademikerfamilie des heute als Fernsehphilosoph bekannten Richard David Precht thematisiert auch dessen erste Begegnungen mit Lenin – nicht nur geistigem – Erbe in jenen Lüdenscheider Sommern. Ein halbes Jahrhundert später hat der Revolutionsführer es nun sogar noch mal 50 Kilometer weiter westwärts geschafft: Lenin steht jetzt in Horst. Vielleicht bleibt er nicht lang allein ... die MLPD erwägt den Erwerb einer Marx-Statue.

Peter Grabowski ist kulturpolitischer Reporter



Volte-Face: Parthenon, Athen, Griechenland

werden, »für eine liberale Demokratie wie die Bundesrepublik, die die Menschenrechte hoch schätzt«, sei so eine Schenkung nicht angemessen. Dagegen verteidigt der Baudezernent der Stadt Trier, Andreas Ludwig, das Denkmal.

Für den verschenkten Marx finden sich bemerkenswerte Parallelen in der Geschichte. So erhielt die ostdeutsche Industriestadt Chemnitz, die zuvor bereits in »Karl-Marx-Stadt« umbenannt worden war, von der Sowjetunion gratis eine 40 Tonnen schwere Marx-Bronzebüste. Ihr Schöpfer war der Bildhauer Lew Kerbel. Die Chemnitzer Marx-Büste wurde in Leningrad gegossen, zerlegt und in der DDR wieder zusammengesetzt. Am 9. Oktober 1971 weihte sie der Künstler in Anwesenheit von Staats- und Parteichef Erich Honecker und Robert-Jean Longuet, dem Urenkel von Karl Marx, ein. Fast eine Viertelmillion Menschen hatte die DDR als Jubelkulisse aufgebaut, um eine eindrucksvolle Demonstration der deutsch-sowjetischen Freundschaft abzuliefern. Nach dem Fall der Mauer nahm Chemnitz seinen alten Namen wieder an, das Denkmal hin-

stagnierte bereits, doch Honecker feierte das Marx-Monument bei der Einweihung 1984 noch als »heilige Stätte, die das Wachsen und Gedeihen des Sozialistischen Weltsystems« versinnbildliche. Tausende von äthiopischen Parteimitgliedern und Militärangehörigen bejubelten den Staatsratsvorsitzenden in einstudierter Choreographie und erzeugten damit bei Honecker die Illusion, die DDR könne eigenständig »Weltpolitik« betreiben. Die neue Volksrepublik Äthiopien wurde übrigens damals reich mit Denkmälern beschenkt: Auch die Sowjetunion, die Volksrepublik China und selbst Nordkorea drückten der ostafrikanischen Erde mit gespendeten Monumenten ihre Stempel auf. Jastrams Marx-Denkmal überlebte sowohl die DDR als auch die Äthiopische Volksrepublik. Wenn gleich es nach dem Ende des marxistischen Regimes 1991 mit Farbbeuteln und Steinen beworfen wurde, steht es noch heute, leicht verwahrlost, im Universitätsviertel von Addis Abeba.

Trier, Chemnitz, Addis Abeba: Die drei Schenkungsvorgänge zeigen ein einheitliches Muster. Zum einen wird

zuüben, verweist auf die totalitären Systeme und Kolonialimperien des 20. und 19. Jahrhunderts. Sie wirkt heute antiquiert, wie aus der Zeit gefallen. Dennoch hat Deutschland in diesem Jahr auch noch ein Lenindenkmal spendiert bekommen. Die marxistisch-leninistische Splitterpartei MLPD dekorierte den Vorplatz ihrer Zentrale in der Gelsenkirchener Innenstadt mit einer zwei Meter hohen silberglänzenden Statue. In gewisser Weise handelte es sich um eine recht preiswerte Lösung ohne künstlerische Neuschöpfung und ohne Wettbewerb – die Statue wurde aus alten Ostblockbeständen »reaktiviert«. Das Kalkül der MLPD, den sowjetischen Spender-Gestus zu imitieren – oder besser gesagt: zu parodieren – ging aber voll auf: Das Presseecho auf die Enthüllung war enorm. Die Kleinstpartei wirkte wie ein Scheinriese.

Christian Saehrendt ist freiberuflicher Kunsthistoriker. Er schreibt für Kunst im Kreuzfeuer, documenta, Weimarer Republik, Pariser Salons: Moderne Kunst im Visier von Extremisten und Populisten, Stuttgart 2020